

Wie vorgesehen fand die Beisetzung am Sonntag vormittag statt. Der endlose Trauerzug wälzte sich ein wenig mühselig auf die Kirche zu, weil die Straße zu schmal war. Ein großer Teil der Gäste war gezwungen, über die Straßengräben zu setzen und auf Feldern und Brachen zu gehen. Viele hatten schon an Doruntinas Hochzeit teilgenommen, und das traurige Dröhnen der Glocke rief in ihnen wehmütige Erinnerungen wach. Damals hatten sie die gleiche Strecke vom Haus der Vranaj zur Kirche zurückgelegt, und die gleiche Glocke hatte geschlagen, wenn auch mit anderem Klang. Die Schar der Hochzeitsgäste hatte sich nur wenig vom Zug der Trauernden unterschieden, und auch damals waren viele von der zu schmalen Straße über die Gräben auf die Felder ausgewichen.

Zwischen Hochzeit und Beisetzung Doruntinas lag noch der Tod der neun Brüder, doch das war ein Alptraum, der nur verschwommen im Gedächtnis geblieben war. Er hatte zwei Wochen angedauert. Der Strom der Trauergäste war gar nicht mehr abgerissen, denn der Hunger des Todes hatte sich offensichtlich nicht stillen lassen, ehe das Tor der Vranaj für immer zugefallen war. So in etwa hatten sich die Ereignisse abgespielt: Zunächst waren zwei der Vranajsöhne auf dem Schlachtfeld geblieben. Zwei Tote an einem Tag, das Schicksal meinte es nicht gut mit den Vranaj. Kein Mensch hätte aber mit dem gerechnet, was dann am folgenden Tag geschah. Wer konnte auch schon auf den Gedanken kommen, daß die beiden anderen Brüder, die man abends verwundet heimbrachte, die nächsten drei Tage nicht überleben würden, denn ihre Wunden waren keineswegs gefährlich gewesen. Ja, den Leuten im Haus kamen sie noch harmloser vor, wenn sie an die verderblichen Verletzungen der beiden Gefallenen dachten. Als man sie dann aber am Morgen des dritten Tages tot auffand, breitete sich im Trauerhaus nicht nur neuer, dem alten noch größere Heftigkeit verleihender Schmerz aus, sondern immer mehr auch eine geradezu unerträgliche Beklemmung, eine Art der Reue, ein Schuldgefühl, weil man wähnte, sich um die beiden Verwundeten nicht genug gekümmert, sie vernachlässigt zu haben (was in Wahrheit keineswegs der Fall war, aber nun, da sie tot waren, mochte es so aussehen). Alle waren fast wahnsinnig vor Kummer: die alte Dame, die übriggebliebenen Brüder, die jungen Frauen, die sich, eben noch Braut, nun plötzlich als Witwen sahen. Die Verletzungen kamen ihnen nun auf einmal schlimm vor, man sprach von versäumter Pflege, und alle ergingen sich in Selbstvorwürfen. Der Tod der Verwundeten erschien um so schmerzlicher, als man glauben mußte, ihr Leben in den Händen gehalten und dann doch noch zugelassen zu haben, daß es daraus entschlüpfte. Dann aber, als nach wenigen Tagen der Tod erneut und mit noch schwereren Schritten ins Haus einkehrte, um die übrigen fünf Brüder zu holen, da versteinerten die alte Dame und ihre Schwiegertöchter vollends. Gott selbst

schleudert niemals einen zweiten Blitz auf den gleichen Ort, sagte man, und nun bricht das Verhängnis auf so unbegreifliche Weise über das Haus Vranaj herein. Daß die Albaner mit einer pestkranken Armee im Krieg gelegen hatten und dergestalt Gefallenen, Verwundeten und den meisten Überlebenden am Ende das gleiche Schicksal beschieden gewesen war, das erfuhr man erst jetzt.

In drei Wochen hatte sich das Haus der Vranaj, in dem es immer fröhlich und laut zugegangen war, in einen Ort der Schatten verwandelt. Nur Doruntina, die kurz vorher abgereist war, ahnte von der ganzen Tragödie nichts.

Noch immer schlug traurig die Kirchenglocke, doch unter den Trauergästen, selbst unter den engsten Freunden, hätte sich nur schwerlich jemand finden lassen, dem das Begräbnis der neun Brüder genau in Erinnerung geblieben war. Alles hatte sich abgespielt wie in einem bösen Traum, einem einzigen Spuk, denn neun Tage in Folge hatte man nur Särge aus dem Haus der Vranaj getragen. Die meisten Leute konnten sich an die Reihenfolge der Tode nicht mehr erinnern, und bald würde man wohl kaum mehr wissen, welcher von den Brüdern auf dem Schlachtfeld, welcher an der Pestilenz und welcher an Wunden und Seuche zusammen gestorben war.

Dagegen hatte keiner Doruntinas Hochzeit vergessen. Sie gehörte zu den Ereignissen, die mit zunehmendem zeitlichem Abstand nur noch in holderem Licht erscheinen, und zwar nicht deshalb, weil sie selbst zu den denkwürdigen gehören, sondern weil sie die Macht besitzen, alles Gute in sich aufzunehmen, das wirkliche und das andere, von dem man nur glaubt, daß es einmal war und nun nicht mehr ist. Außerdem war nie zuvor ein Mädchen aus der Gegend so weit weg in die Ehe gegeben worden. Schon immer hatte die Frage, wie weit entfernt die Gegend sein durfte, in die man ein Mädchen verheiratete, die Menschen außerordentlich beschäftigt. Die Meinungen dazu waren unterschiedlich, pro und kontra. Der räumliche und verwandtschaftliche Abstand, wobei beide Aspekte oft zusammenfielen, gaben Anlaß zu Kummer, Entzweiung, Fehden, ja echten Tragödien. Manche verfochten erbittert den Standpunkt, Ehen müßten innerhalb des Dorfes oder der Sippe geschlossen werden, und wären durchaus bereit gewesen, sich für die Bewahrung dieses alten Brauches aufzuopfern, wie es auch andere gab, die umgekehrt alles für die Verteidigung des Prinzips möglichst großer Distanzen beim Heiraten hingegeben hätten. Jene, die darauf beharrten, Ehen dürften nur innerhalb des gleichen Stammes oder höchstens zwischen Dörfern der gleichen Gegend geschlossen werden, hielten dies für den einzigen Weg, das Volkstum vor Erschütterungen, besonders aber vor der Penetration zweifelhaften fremden Blutes zu bewahren. Sie verwiesen auf das warnende Beispiel von Küstenstädten wie Dürres oder Lezha, wo allerlei Fremdes angespült worden war und sich in Rasse und Erbgut gedrängt hatte. War

denn nicht vor Jahren die berühmte Schönheit Marije Matrenga, nachdem sie einen ausländischen Grafen geehelicht hatte, wegen des ungewohnten Klimas und der fremden Sitten, vor allem aber aus Heimweh dahingeschmolzen wie Wachs, bis dann schließlich der Tod sie holte?

Die anderen, die Fernsüchtigen, behaupteten just das Gegenteil. Sie beriefen sich auf das alte Gewohnheitsrecht, den Kanun, der Ehen unter Verwandten bis zum vierhundertsten Grad verbot, und erschreckten die Leute mit dem Hinweis auf die verderblichen Folgen der Inzucht.

Roh konterten sie zum Beispiel die traurige Geschichte der Marije Matrenga mit dem blöden Paloka, einer mittlerweile neunzehnjährigen, ständig sabbernd durch das Dorf streunenden Spottgeburt aus einer Verwandtenehe.

Beide Parteien befehdeten sich lange. Manchmal, vor allem zur Dämmerstunde oder beim Wechsel der Jahreszeiten, schien die bläulichzarte, ikonenhaft vergoldete Historie der Marije Matrenga alles zu dominieren, doch dann gab es wieder andere, muffig schwüle Tage, an denen das Speicheln und Lallen des schwachsinnigen Buben unter den Leuten Bangigkeit verbreitete.

Allmählich setzte sich das ferne Heiraten durch. Aus Angst vor der »Verschmutzung des Blutes« fiel es den Leuten relativ leicht, auf Ehen innerhalb der Verwandtschaft zu verzichten, doch der räumliche Abstand bereitete ihnen größere Schmerzen. Auch der Kanun sagte zu dieser Frage nichts. Am Anfang war man also eher zögerlich, zwei Berge weit, vier Berge, sieben Berge und genauso viele Täler, bis dann endlich Doruntinas gewaltige, nahezu einen halben Kontinent einschließende Entfernung erreicht war.

Während die Menge dem Hochzeitsgeleit zur Kirche folgte, unterhielten sich die Menschen natürlich, gingen flüsternd noch einmal die Vorgeschichte von Doruntinas Verlobung durch: das Schwanken der Mutter und der Brüder, die diese Ehe nicht befürworteten, Konstantins Hartnäckigkeit und schließlich sein Versprechen an die Mutter, ihr die Tochter gegebenenfalls zurückzubringen. Völlig unbeachtet blieb allerdings, was Doruntina selbst von dieser Heirat hielt, ob sie dafür oder dagegen war. Schöner denn je, tränenüberströmt wie jede Braut, ganz neblig durchscheinend, gehörte sie eher dem Horizont an als den berittenen Brüdern und Brautführern, die sie umgaben.

An all dies dachte man zurück, während der Trauerzug die gleiche Strecke zurücklegte wie damals die Schar der Hochzeitsgäste. Und wie auf schwarzem Samt ein Kristallservice besonders prächtig funkelt, so stellte sich Doruntinas Hochzeit vor dem Hintergrund der Trauer noch makelloser dar. Es wollte den Leuten nicht mehr recht gelingen, beides voneinander zu trennen, vor allem, weil ihnen Dorunti-

na im Sarg mindestens genauso schön vorkam wie auf dem Hochzeitsschimmel. So schön, und wofür? seufzten sie. Niemand würde sich mehr an ihrer Schönheit erfreuen können. Nur die Erde, bald.

Andere unterhielten sich, allerdings gedämpfteren Tons, über die mysteriöse Ankunft der jungen Frau, wobei sie weitergaben, was sie selber gehört hatten, oder das Gegenteil davon. Angeblich ist Stres dabei, das Rätsel zu lösen, sagte jemand. Der Fürst persönlich hat ihn beauftragt, der Sache auf den Grund zu gehen. Da gibt es gar kein Geheimnis, glaube mir, unterbrach ihn sein Freund. Sie kam nur, um den Ring des Todes zu schließen, das ist alles. Aber wie? Ach ja, das ist das einzige, was man nie erfahren wird. Es heißt, einer ihrer Brüder sei nachts dem Grab entstiegen, um sie herzubringen. Das ist mir auch zu Ohren gekommen, wirklich gruselig. Aber es gibt Leute, die behaupten ... Ich weiß, ich weiß, ich habe es gehört. Aber davon sollten wir lieber nicht reden, das ist eine Sünde, erst recht auf ihrer Beerdigung. Stimmt, da hast du recht.

Das Gespräch kam wieder auf die drei Jahre zurückliegende Hochzeit, und vielen erschien es so, als sei diese Beerdigung nur eine Fortsetzung oder, besser gesagt, noch dieselbe Hochzeit, nur auf den Kopf gestellt. Tatsächlich hatte Doruntina nach der Reise, die mit der Eheschließung verbunden war, eine weitere Reise unternommen, nur rückwärts. Mit einem Toten. Oder einem Unbekannten. Auf jeden Fall eine Reise. Als es nicht sein sollte. Gegen die Zeit also. Und auch noch mit einem Toten. Oder noch schlimmer. Mit einem... Jetzt laß doch, es ist wirklich eine

Sünde, an einem solchen Tag so zu reden, der Herr möge uns vergeben.

Und so unterbrachen die Leute das Gespräch in der stillschweigenden Übereinkunft, daß sie es in wenigen Tagen, vielleicht schon morgen, wenn die Toten unter der Erde waren und sich alles ein wenig beruhigt hatte, wieder aufnehmen würden, gründlicher noch vielleicht und auf jeden Fall in mehr Ruhe.

So geschah es dann auch. Gleich nach dem Leichenbegängnis, als die Sache zu einem gewissen Abschluß gekommen zu sein schien, begann es in der Gerüchteküche so gewaltig zu brodeln wie nie zuvor. Der Klatsch schwappte in Wogen über die Dörfer ringsum, breitete sich aus bis an den Rand des Fürstentums, um dann über die Grenzen hinweg auf die benachbarten Grafschaften und Fürstentümer überzugreifen. Es schien so, als hätten die zahlreichen Trauergäste bei ihrer Abreise Fragmente davon mitgenommen, die sie dann in alle Teile des Landes trugen.

Wie vorherzusehen gewesen war, nahm das Geraune, während es von Mund zu Mund und von Lunge zu Lunge ging, eine Menge menschlichen Leids mit sich, und zwar solches, das man nicht gerne offen äußert, sondern bei solch passender Gelegenheit lieber indirekt nach außen gelangen läßt. Und je weiter sich das Geflüster

entfernte, desto flüchtiger und veränderlicher wurde es, wie eine wandernde Wolke, doch im Kern blieb es immer das gleiche: ein Toter war seinem Grab entstiegen, um das der Mutter gegebene Versprechen einzulösen, ihr die in der Fremde verheiratete Tochter zurückzubringen, wann immer sie ihrer bedurfte.

Ismail Kadare: Doruntinas Heimkehr

© Joachim Röhms